

Zeitschrift: Traverse : Zeitschrift für Geschichte = Revue d'histoire

Herausgeber: [s.n.]

Band: 20 (2013)

Heft: 3: Energie : Erzeugung, Verbreitung und Nutzung im 19. und 20. Jahrhundert = Energie : Production, diffusion et utilisation aux 19e et 20e siècles

Buchbesprechung: Allgemeine Buchbesprechungen = Comptes rendus généraux

Autor: Mischke, Jürgen / Brändli, Sebastian / Lemmenmeier, Max

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Allgemeine Buchbesprechungen

Comptes rendus généraux

Viktor Weibel

Schwyzer Namenbuch

Die Orts- und Flurnamen
des Kantons Schwyz

6 Bände, Druckerei Triner, Schwyz 2012, circa 3600 S.,
Fr. 500.– (inklusive einbändige Kurzfassung)

Viktor Weibel

Vom Dräckloch i Himmel

Namenbuch des Kantons Schwyz

Druckerei Triner, Schwyz 2012, 752 S., Fr. 79.–

Das Namenbuch des Kantons Schwyz präsentiert sich in einem fünfbandigen Lexikon mit zusätzlichem Einleitungs- und Registerband. Ausserdem ist zu den gesamthaft rund 3600 Seiten mächtigen wissenschaftlichen Namenlexikonbänden eine viel besprochene (und gelobte) einbändige Volksausgabe publiziert worden, die eine kompaktere und vereinfachte Besprechung der Orts- und Flurnamen aus dem Lexikon enthält. Mit diesen Büchern findet eine über 40-jährige Geschichte ein glückliches Ende. Man übertreibt nicht, wenn man das vorliegende Lexikon als Lebenswerk des Autors Viktor Weibel beschreibt. Seine Beschäftigung mit den Orts- und Flurnamen im Kanton Schwyz begann noch zu seinen Studienzeiten im Jahr 1965 und mündete 1973 in eine Dissertation, die als direkte wissenschaftliche Vorarbeit für ein ausführliches kantonales Namenlexikon gedacht war. Doch bis 2001 dauerte es, bis ein entsprechendes Projekt finanziert und in Angriff genommen werden konnte. Innert sieben Jahren sammelten Viktor Weibel und sein Historikerkollege Albert Hug für das Kantonsgebiet fast 18'000 unterschiedliche Örtlichkeitsnamen, mit circa 70'000 münd-

lichen und schriftlichen Belegen. Diese wurden in einer Datenbank aus über 224 Befragungen von lokalen Gewährspersonen und aus der Sichtung und Transkription von 4550 historischen Archivquellen zusammengetragen. Auch wenn dafür schon einige Vorarbeiten existiert haben, sind dies beeindruckende Zahlen für eine Sammlung und Sicherung einer kantonalen Namenlandschaft für die Nachwelt. In den nachfolgenden Jahren bis 2012 wurde das Namenmaterial aufbereitet, sprachwissenschaftlich besprochen, in lexikografische Form gebracht und publiziert. Was für ein Produkt ist dabei entstanden?

Das sechsbändige Nachschlagewerk besteht fast vollständig aus lexikografischem Inhalt. Dieser ist alphabetisch nach den Grundwörtern der Örtlichkeitsnamen organisiert und folgt einer strengen aber verlässlichen Systematik, die auf drei Seiten erklärt wird. Der unerfahrene Lexikonleser benötigt dafür etwas Eingewöhnungszeit. Ist ein Örtlichkeitsname noch heute gebräuchlich, wird neben der normalisierten Namenangabe zusätzlich eine dialektale Aussprache des Namens phonetisch angegeben. Andernfalls kennzeichnet ein Kreuz, dass der Name «abgegangen» und somit historisch sei. Die Orts- und Flurnamen werden schliesslich über die Angabe der Gemeinde, der Koordinaten und eine Beschreibung des Ortes, auf den sich der Name bezieht, lokalierbar gemacht. Darunter folgt eine Reihe von zitierten Belegen des Namens aus historischen Quellen, die von der ältesten zur jüngsten Form die unterschiedlichen Schreibungen und die sprachliche Entwicklung des Namens zugänglich macht. Alle Belegstellen lassen sich über einen Quellenverweis in den ent-

sprechenden Archiven wiederfinden. Falls der Name nicht selbsterklärend ist, wird der Namenartikel von einer sprachwissenschaftlichen Besprechung abgeschlossen, welche seine Entstehung und Etymologie erläutert.

Die Menge der gesammelten Belege zu den einzelnen Namen unterscheidet sich aber von Artikel zu Artikel stark und variiert von der Anführung eines singulären Einzelbelegs bis zur Auflistung einer Reihe von 15 historischen Belegen. Die Aussagekraft der Belegreihen ist deshalb manchmal schwer einzuschätzen. Was bedeutet es, wenn der Name nur selten belegt ist? Wie kam die Sammlung der Belege zustande?

So eindrücklich die quantitative Menge der Datengrundlage des Lexikons auch ist, deren Entstehungsbedingungen bleiben etwas diffus. Vollständige Aufnahme aller historischen Namenbelege aus den Archivquellen des Kantons ist ein theoretisches Ziel, keine erreichbare Tatsache. In welchen Archiven wurden welche Quellen aus welchen Gründen berücksichtigt oder weggelassen? Der Einleitungstext spricht an dieser aus quellenkritischer Sicht wichtigen Stelle nur von «diversen Quellen», «umfangreichem Belegkorpus», «Riesenmenge an Quellenmaterial» oder der Berücksichtigung «topographischer Reiseliteratur». (Bd. 7, 18)

Allgemein ist der Umfang von weniger als 30 Seiten Einführungstext auf 3600 Seiten Lexikon sehr knapp ausgefallen. Das sehr ausführliche, verständliche und vollständig erscheinende Lexikon hat dadurch kaum Raum, um seine Absichten und seinen Zweck zu erläutern. Dazu äussert man sich lediglich im Geleitwort und im Editorial. Namen seien allgegenwärtig, helfen bei der Orientierung und seien Teil der Kultur, in der sie Identität stiften würden. Das vorliegende Lexikon würde dabei helfen, ein Urbedürfnis zu befriedigen und etwas besser zu verstehen, was man täglich

benutzen würde, dessen Herkunft aber unbekannt ist.

Ja, diesen Zweck mag das Lexikon tatsächlich erfüllen. Begegnet einem Wanderer ein Name auf einer Karte oder möchte ein Bewohner mehr über einen eigenartigen Örtlichkeitsnamen in seiner Gemeinde erfahren, dann kann das Lexikon dabei helfen, der Entstehung eines unverständlich gewordenen sprachlichen Zeichens auf den Grund zu gehen. Vollständige Klärung eines Namens vermag das Lexikon freilich nicht in jedem Fall zu leisten, bietet aber Deutungsangebote. Es fördert jedenfalls das Bewusstsein dafür, dass Namenlandschaften historisch gewachsen sind. Ebenso ist das Lexikon für andere Namenforschungsprojekte interessant, die mit unverstandenen Orts- und Flurnamen zu kämpfen haben und so auf Vergleichsmaterial und -deutungen zugreifen können.

Der Nutzen für andere Disziplinen, wie er im Geleitwort angepriesen wird, ist allerdings schwerer abzuschätzen. Zwar sind Verwendungen seitens der Archäologie, Geschichtswissenschaften, Geologie und Mineralogie für gewisse Fragestellungen denkbar, die Namenforschung wird in den jeweiligen Disziplinen aber kaum wahrgenommen. Für den Historiker stellt das Nachschlagewerk immerhin eine grosse Hilfe bei der Lokalisierung von Örtlichkeiten dar, die er oder sie in historischen Quellen findet, aber keinem aktuellen Ort mehr zuschreiben kann.

Das Highlight des kantonalen Namenbuches ist aber sicherlich die zukunftsrechte Volksausgabe. Hier beschritt man Neuland. Sie enthält ein Lexikon, das alle Orts- und Flurnamen des Kantons aufführt, aber streng alphabetisch organisiert ist. In gekürzter Form schildert es die relevantesten Angaben zum Namen aus den Lexikonbänden. Es nennt nur den ältesten Namenbeleg und beschränkt sich abschliessend auf eine knappe Deutung

des Namens ohne sprachwissenschaftliche Besprechung.

Diesem Lexikon vorangestellt ist eine fast 50-seitige Einführung, die nicht nur erklärt, wie das Namenbuch zustande gekommen ist, sondern auch einen typologischen Streifzug durch die Namenlandschaft im Kanton Schwyz unternimmt. Dadurch erhält man einen Eindruck davon, welchen Fragen eine Namenforschung jenseits lexikografischer Einzelbesprechungen überhaupt nachgehen kann: Wie ist der Name Schwyz zum Landesnamen geworden? Welche verschiedenen Siedlungsnamentypen existieren im Kanton und was sagt dies über die Besiedlungsgeschichte aus? Wie alt sind die Bergnamen?

Äußerst zukunftsträchtig ist zudem, dass dieser Volksausgabe im Deckel verborgen noch ein USB-Stick in Schlüssel-form beiliegt. Darauf sind die Orts- und Flurnamen des Lexikons auf Karten lokalisiert. Zudem muss der interessierte Laie nicht auf die ausführliche sprachwissenschaftliche Besprechung der Namen verzichten, ohne welche die vereinfachte Volksausgabe nicht möglich gewesen wäre. Denn auf dem Stick finden sich alle Bände des Namenlexikons als PDF. In diese Richtung hat die Namenforschung in der Schweiz zu gehen.

Jürgen Mischke (Basel)

Karine Crousaz
L'Académie de Lausanne
entre Humanisme et Réforme
(ca. 1537–1560)

Brill, Leiden 2012, 608 S., € 115.–

Die Gründung und Führung der Akademie von Lausanne durch die erfolgreichen Eroberer der Waadt, die Herren von Bern, seit dem Jahr 1537 war unter verschiedenen Aspekten eine Pioniertat; am deutlichsten erkennbar ist das wohl am

Umstand, dass die Berner in Lausanne die erste reformierte Ausbildungsstätte im frankophonen Sprachraum schufen, was nicht nur den Willen Berns bezeugte, für die neuen Untertanenlande eine Priesterausbildung in vernakulärer Sprache anzubieten, sondern auch eine Folge der religionspolitischen Mission der Gnädigen Herren war.

Karine Crousaz startet mit der These, die bernische Pionierleistung sei von der bisherigen Historiografie zu wenig beachtet und auch allgemein unterschätzt worden. In der Tat wurde die Akademiegründung in der Stadt Lausanne vor allem durch zwei Umstände von früheren Historikern vernachlässigt beziehungsweise falsch eingeschätzt: einerseits durch eine Krise der Institution 1559, welche zu einem Einbruch der Leistungsfähigkeit führte, anderseits durch den Siegeszug der Genfer Reformation durch Calvin, die die «Kopie», das Genfer Collège, in die Fussstapfen der Lausanner Institution treten liess. Mit der Wiederentdeckung und Dokumentierung der – sehr erfolgreichen – Mission der Akademie in Lausanne in den ersten Jahrzehnten ist Crousaz ein Wurf gelungen; allerdings versperrt die Konzentration auf das Wiederherstellen des Renommees und die damit verbreitete Gründerstimmung manchmal den Blick auf vergleichbare Entwicklungen anderswo: Die Balance zwischen Einzigartigkeit der dargestellten individuellen lokalen Entwicklung und Einbettung in die zeitgenössischen Werte und Grundzüge sowie Handlungsmöglichkeiten ist mancherorts gefährdet.

Insgesamt wird allerdings ein gewichtiges und solides Werk geboten. Zwischen Fragestellung und Schlussfolgerungen wird in sechs Kapiteln die politik-, sozial- und kulturgechichtliche Aufarbeitung der ersten vier Dezennien der Lausanner Akademie dargelegt: der politische und weltanschauliche Rahmen (inklusive einer

kurzen Darstellung zeitgenössischer höherer Bildung in der Schweiz); die Genese und Gründungsphase der Akademie; die Finanzen und materiellen Grundlagen; die Professoren (mit den Stationen des Berufungsverfahrens und einer Beschreibung des «Profils» der Lausanner Professoren); die Studenten; die Bildung («formation») mit curriculären und organisatorischen Aspekten des Schulalltags; die Aufteilung der Bildung und Ausbildung auf die *schola privata* und die *schola publica* sowie die Lebensschulung. Ein umfangreicher Anhang enthält Transkriptionen von frühen unveröffentlichten Dokumenten, von Briefen und Schilderungen, worunter sich insbesondere auch die Schulordnung von 1547 und mehrere Texte von Jean Ribit, dem Professor für Griechisch und Theologie sowie zeitweiligen Rektor der Akademie, befinden. Die Lausanner Institution wird subtil nachgezeichnet, in ihrer Einbettung in die bernische Republik ebenso wie in ihrer Mission, ihrer Organisation und ihrer Akteure: Das Beispiel Lausanne ist deshalb ein gutes Beispiel, weil erstens Gründung und fundamentale Krise zeitlich nahe beieinander liegen, und weil zweitens deshalb die Kräfte, die den Aufbau begünstigten und jene, die die Institution existenziell bedrohten, in Beziehung miteinander stehen und gut vergleichbar werden. Dabei wird die zentrale Rolle einer aktiven und exzellenten Professorenschaft für den Erfolg einer Institution gut ersichtlich; Crousaz formuliert diesbezüglich: «La renommée et l'attractivité dépendent de multiples facteurs, notamment de la valeur de son corps professoral.» (126)

Der Band belegt die Ausgangsthesen eindrücklich: Erstens war die Lausanner Akademie in ihren Anfangsjahren weit mehr als eine einfache Ausbildungsstätte französischsprachiger reformierter Priester – der Anspruch an Wissenschaftlichkeit und Gelehrsamkeit war enorm (mit heutigen

Worten: universität-akademisch) –, und zweitens kann die Bedeutung der Akademie für die Entwicklung von (französischsprachigen) reformierten Hochschulinstitutionen kaum genug hoch veranschlagt werden.

Sebastian Brändli (Zürich)

Marcel Köppli

**Protestantische Unternehmer
in der Schweiz des 19. Jahrhunderts
Christlicher Patriarchalismus
im Zeitalter der Industrialisierung**

Theologischer Verlag, Zürich 2012, 251 S., Fr. 42.–

Marco Köplis Arbeit – eine leicht überarbeitete Fassung seiner Dissertation an der Theologischen Fakultät der Universität Bern – untersucht die Auseinandersetzung des schweizerischen Protestantismus mit der sozialen Frage in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Im Zentrum steht dabei die Betrachtung jener losen Gruppe von Schweizer Unternehmern, die sich ausgehend von der Inneren Mission in Deutschland mit den Folgen der industriellen Revolution befasste und verschiedene Ansätze zur Lösung der Arbeiterfrage beisteuerte. Führende Persönlichkeit war der dem Pietismus verpflichtete Basler Unternehmer und Ratsherr Karl Sarasin (1815–1886), der nach der Bonner Konferenz für die Arbeiterfrage (1870) einen schweizerischen Ausschuss für deren Bestrebungen gründete. Mitglieder in diesem Ausschuss waren teilweise bekannte Schweizer Unternehmer wie der Zürcher Oberländer Textilfabrikant und Eisenbahnkönig Adolf Guyer-Zeller (1839–1899) oder der Schuhfabrikant Carl Franz Bally (1821–1899).

Die Untersuchung kommt im Wesentlichen zum Ergebnis, dass die beteiligten Unternehmer ihre sozialpolitische Haltung nur in ganz wenigen Fällen religiös, das

heisst mit ihrer pietistisch-erweckenden Frömmigkeit begründeten. Die Motivation aus dem christlichen Glauben heraus war in komplexer Weise mit handfesten gesellschaftlichen und ökonomischen Interessen verknüpft. Als Lösung der sozialen Frage sahen die Unternehmer einen betrieblichen Patriarchalismus, in dem sich die Arbeiter dem Unternehmer unterzuordnen hatten, dieser sollte sich dafür um seine Arbeiter wie ein Vater um seine Kinder kümmern. Dabei wollten sich die Unternehmer in ihrem wirtschaftlichen und sozialen Handeln nur Gott allein verantwortlich wissen, erkannten aber auch, dass es nicht nur um moralische Fürsorge gehen konnte, sondern dass sich gute Behandlung und Bezahlung auch betriebswirtschaftlich auszahlten.

Einige Exponenten des Schweizer Ausschusses setzten sich aktiv für die Basler beziehungsweise eidgenössische Fabrikgesetzgebung ein und entwickelten punktuell eine positive Einstellung gegenüber einer staatlichen Intervention. Ihr Engagement blieb aber, wie bei Sarasin oder dem Aargauer Baumwollfabrikanten Johann Caspar Brunner (1818–1886), auf konkrete Gesetzesprojekte begrenzt, während sie grundsätzlich in der Überzeugung verharnten, dass die soziale Frage nur durch einen Patriarchalismus der Unternehmer gelöst werden könne. Mit dieser Position verfolgten die «christlichen Unternehmer» überwiegend eine Strategie, welche keine angemessene und umfassende Lösung der sozialen Frage ermöglichte. Sie verkannten die einschneidenden gesellschaftlichen Veränderungen der industriellen Revolution und verharnten in einem rückwärtsgewandten agrarisch geprägten Gesellschaftsbild. Wie Sarasin sahen sie die soziale Frage als eine Folge der Sünde, welche mithilfe einer Re-Evangelisierung zu lösen war.

Trotz ausgeprägter Ausrichtung auf den Sozialpatriarchalismus gab es im

Schweizer Ausschuss – wie die genaue Analyse der vier Exponenten Sarasin, Brunner, Böhmert und DuPasquier zeigt – sehr unterschiedliche Vorstellungen über die Lösung der sozialen Frage. Während Victor Böhmert (1829–1918) als einflussreicher Professor der Nationalökonomie und Statistik für die Emanzipation der Arbeiter eintrat und eine «Humanisierung der Industrie» verlangte, war der calvinistische Unternehmer Henri DuPasquier aus Neuenburg der Meinung, die soziale Frage sei eine direkte Folge des Sündenfalls, und die Arbeiter könnten durch Fleiss und christlichen Glauben die negativen Begleiterscheinungen der Industrialisierung selbst überwinden.

Angesichts dieser weit auseinandergehenden Analysen und sozialpolitischen Haltungen, welche in enger Verbindung mit den verschiedenen Strömungen im schweizerischen Protestantismus standen, verwundert es nicht, dass sich der schweizerische Ausschuss kurze Zeit nach seiner Konstituierung wieder auflöste. Der gemeinsame Eifer für die Lösung der sozialen Frage reichte nur gerade ein Jahr. Am Vorabend des Jahrestreffens der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft (SGG) von 1872 trafen sich die Mitglieder ein letztes Mal zu einer eigenen Versammlung. Dann übernahm die SGG den Auftrag, sich fortan intensiv mit der Arbeiterfrage zu befassen, was sie aber kaum mehr tat. Der offenkundige Gegensatz zwischen den erwecklich-pietistischen und den kirchlich liberalen Kreisen liess sich nicht mehr überwinden. Zugleich gelang es Sarasin und der Inneren Mission nicht, genügend bekenntnistreue Schweizer Unternehmer für einen christlich motivierten Patriarchalismus zu gewinnen und damit eine grössere Breitenwirkung zu erzielen.

Obwohl die Lektüre aufgrund des streng-methodischen Vorgehens und der teilweise redundanten Aussagen nicht immer leicht fällt, liefert Köppli mit seiner

Untersuchung einen interessanten und auf intensiven Quellenstudien beruhenden Einblick in die sozialpolitischen Vorstellungen einer kleinen, aber einflussreichen Gruppe von 15 Schweizer Unternehmern und Wissenschaftlern aus dem protestantischen Umfeld. Dank dieser Beschränkung gewinnt man ein vertieftes Verständnis für den breiten schweizerischen Diskurs über die soziale Frage und ihre Lösung. Der in diesen Kreisen vertretene Patriarchalismus wurde im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts in den ländlichen Industriegebieten der Schweiz zum gängigen Konzept von Betriebsführung und Herrschaftsausübung. Umgekehrt ergeben sich aus der eng begrenzten Fragestellung auch die Probleme, die am Schluss der Arbeit thematisiert werden. So erfahren wir nichts über die Haltung der katholischen Wirtschaftselite und über die Position jener Unternehmerkreise, die in keiner näheren Beziehung zum Protestantismus standen. Auch konzentriert sich die Arbeit nur auf die deutsche Schweiz. Es ist deshalb zu hoffen, dass die Ergebnisse von Köppli bald in einen breiteren Forschungsrahmen eingebettet werden.

Max Lemmenmeier (St. Gallen)

Karin Huser
Bildungsort, Männerhort, politischer Kampfverein
 Der deutsche Arbeiterverein
«Eintracht Zürich» (1840–1916)
Chronos, Zürich 2012, 532 S., 65 Abb., Fr. 68.–

Arbeitergeschichte ist nicht mehr in Mode. Anders als in den Jahren nach 1968 hat diese heute «keine Konjunktur» mehr – wie die Autorin selber in der Einleitung schreibt. (13) Doch es ist wohl weniger der Aspekt der «Organisationsgeschichte», wie vermutet wird, sondern eher die Problematik der Parteinahme, die mit einer

Themenwahl immer verbunden scheint, die die aktuellen Generationen vorsichtig macht. Denn in der Tat wird Parteigeschichte häufig von Parteigängern, Militärgeschichte von Militärköpfen, Kirchengeschichte von Konfessionalisten und so weiter geschrieben. Doch sollte man zu dieser These durch die eigene Themenwahl nicht noch beitragen. Denn es braucht ja gerade die kritische Analyse für die historische Studie, und diese kommt vielleicht eher zum Zug, wenn der obligate blinde Fleck am unüblichen Ort auftaucht.

Deutsche Arbeitervereine sind im schweizerischen 19. Jahrhundert ein Phänomen. Sie sind aktiv und wirkungsmächtig und gehören – grob gesprochen – zwei Welten an: Sie sind ebenso Teil der deutschen wie auch der schweizerischen Arbeitergeschichte. Diese doppelte Zugehörigkeit hat bisher dazu geführt, dass die Geschichte dieser Vereine bei den Studien zur Schweizer (und in kleinerem Massen auch der deutschen) Arbeitergeschichte mitbehandelt wurde; eine eigenständige Monografie wurde ihnen bisher aber nicht zugestanden. Das Thema – die Geschichte des in Zürich dominierten deutschen Arbeitervereins Eintracht aufzuarbeiten – ist deshalb gut gewählt. Dies nicht nur wegen der wichtigen Rolle der untersuchten Organisation, sondern auch wegen des guten Quellenbestands. So sind in Zürich zahlreiche Protokolle und Unterlagen erhalten geblieben – und heute weitgehend im Sozialarchiv aufbewahrt –, die im kriegsversehrten Deutschland wohl weniger gut überlebt hätten. Zudem sind auch neu aufgetauchte, nebst schon länger zugänglichen Unterlagen berücksichtigt. Eine moderne, heutigen Ansprüchen genügende, das heißt traditionell-arbeitergeschichtliche ebenso wie sozial- und kulturwissenschaftliche Aspekte berücksichtigende Monografie der «Eintracht» ist damit schon länger ein Desiderat, das

die Autorin mit dem vorliegenden Werk zu erfüllen gedenkt.

Will der Gegenstand nicht institutionsfixiert, sondern eben gemäss *state of the art* behandelt sein – methodisch vielfältig, diachron und vergleichend sowie in die soziale und kulturelle Umgebung eingebettet –, wird die Untersuchung komplex. Gleichzeitig ist Abgrenzung gefragt: Der Zürcher Verein soll im Zentrum stehen, in seiner doppelten Zugehörigkeit analysiert und dargestellt werden, was insbesondere bedeutet, die Wildheit der tatsächlichen Entwicklungen und Auseinandersetzungen zu konzeptualisieren, zu bändigen. Das Buch löst diesen nötigen Reduktions- beziehungsweise Kristallisierungsvorgang nur teilweise ein – das Buch ist selbst ein komplexes Gebilde geworden. Schon der chronologische Überblick bietet eine dichte Beschreibung unterschiedlichster Vorgänge, die für sich schon versucht, die ereignisgeschichtliche Enge zu überwinden. So werden in der Frühgeschichte Anschlüsse an Vorgängerentwicklungen und Rahmenbedingungen gesucht, gefunden und teilweise ihrerseits recht umfänglich dargestellt. Und über die ganze Zeitspanne des Vereins wird die doppelte Zugehörigkeit, der vergleichende Ansatz mit andern Deutschen Arbeitervereinen der Schweiz, und die Einbettung der Vereine in die politische, soziale und kulturelle Schweiz des 19. Jahrhunderts weiterverfolgt. Trotz der Einfügung von Fazits droht der rote Faden in der Menge des ausgebreiteten Materials hie und da verloren zu gehen. Von 1840 bis zur Auflösung der Eintracht 1916 werden fünf Perioden unterschieden: eine *Gründungsphase* (1840–1850); eine *liberale, nationaldemokratische Phase* (1850–1870); eine *Phase des Übergangs zur Internationalen* (1870–1880); eine *sozialdemokratische Phase* (1880–1900) sowie eine *Kampfvereinigungsphase* (1900–1915). Die Autorin betont Kontinuitäten, vor allem aber auch Diskonti-

nuitäten und Brüche. Kontinuierlich wichtig sind bei der «Eintracht» insbesondere die Pflege von Gesang, die Geselligkeit und das Streben nach Bildung, kontrovers und diskontinuierlich hingegen vor allem die Frage der politischen Aktivität beziehungsweise Aktivierung. (Wobei die vorgenommene Zuordnung der Bildung vordergründig zwar unbestreitbar ist, im Hintergrund lassen allerdings unterschiedliche Bildungskonzepte doch Diskontinuitäten vermuten.) – Nach dem chronologischen ersten Teil folgen zwei thematische Teile: Einer kollektivbiografischen Annäherung folgt eine Analyse der wichtigsten Funktion, der Identitätsbildung (mit besonderem Augenmerk auf das Verhältnis der deutschen zur Schweizer Arbeiterbewegung sowie der Geschlechterfrage).

Eine monografische Darstellung der Eintracht war fällig. Der Verein agierte in den frühsozialistischen Auseinandersetzungen in der Schweiz lange Zeit als reformistischer Gegenpol gegen radikale Tendenzen – vor allem aus Genf. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts waren die deutschen Arbeitervereine, allen voran die «Eintracht», Hauptpfeiler sozialdemokratischer Entwicklungen in der Schweiz, was die Autorin zur Aussage veranlasst: «Die deutschen Arbeitervereine» waren «nicht nur die eigentlichen Pioniere der sozialistischen Bewegung in der Schweiz, sie bildeten ab den 1880er-Jahren ein starkes Gegengewicht zu den reformistischen Grütlivereinen, die bis zum Ersten Weltkrieg die Sozialdemokratische Partei der Schweiz dominierten». (439) Gegen Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts schliesslich war die «Eintracht» Plattform unterschiedlichster Auseinandersetzungen nationalen und internationalen Zuschnitts. Die Liste der Protagonisten von Liebknecht bis Lenin ist lang.

Im ersten Teil der Monografie ist es zwar gelungen, über die chronologische Entwicklung die vielen unterschiedlichen,

teils gegenläufigen Tendenzen einzufangen und in eine Darstellung zu bringen, wenn auch die Komplexität des Gegenstands zu wenig reduziert wurde. Auch bleiben wichtige Fragen offen: So etwa verzichtet die Autorin auf die Definition von politischen Begriffen und verwendet zum Beispiel «sozialdemokratisch» und «sozialistisch» einfach im jeweiligen Kontext. Während im kollektivbiografischen Teil interessante Feststellungen gemacht werden, kommen im Teil über den «polyvalenten Arbeiterverein» (vor allem Identitätsbildung) zwar wichtige Fragen zur Behandlung, die aber wegen mangelnder Quellen letztlich nur unbefriedigend beantwortet werden können. So herrscht auch hier die Beschreibung von Ereignissen vor, die kultureller Natur waren und deshalb kultur- beziehungsweise identitätsstiftend sein mussten.

Dem rezensierenden Leser am eindrücklichsten sind die Passagen in Erinnerung, in denen die Auseinandersetzungen zwischen den Deutschen Arbeitervereinen in der Schweiz um eine Dachorganisation und um deren ideologische Ausrichtung geschildert sind – die selbstverständlich eng verbunden sind mit den Ereignissen im Mutterland Deutschland: zunächst mit den Vormärz-Entwicklungen, dann mit der Deutschen Frage und dem (befürchteten) Sieg Preußens, der (ungeliebten) Errichtung des Kaiserreiches 1871 sowie der Bismarck'schen Sozialistengesetzgebung. Vor allem hier ist der Autorin die angestrebte Verbindung von (grosser) Ereignisgeschichte, sozial- und kulturwissenschaftlicher Analyse und klassischer Arbeiterbewegungsgeschichte gelungen. Trotz der monierten Punkte schliesst das Werk eine Lücke. Mögen Leserinnen und Leser ihre diesbezügliche Bildungslücke auch schliessen!

Sebastian Brändli (Zürich)

Max Baumann

«Ich lebe einfach, aber froh»

Erfolge und Misserfolge

von Schweizer Ausgewanderten

in Amerika

Hier + Jetzt, Baden 2012, 325 S., zahlreiche Abb., Fr. 42.–

Max Baumanns Untersuchung über die Wege und Schicksale von Auswanderern aus der Region Brugg, vorab aus den Dörfern Stilli und Villigen bei der unteren Aare, beruht auf einer jahrzehntelangen, bis zu seiner Dissertation über die Fährleute, Schiffer und Fischer von Stilli (1977/1996) zurückreichenden Beschäftigung mit diesem Raum. Der starke Zug zur Auswanderung im 19. Jahrhundert, ausgelöst durch die bekannten Phänomene von Bevölkerungswachstum und Massenarmut sowie die verlockenden Nachrichten aus den Vereinigten Staaten ist bekannt; seine Spuren finden sich vielerorts – und verlieren sich meist rasch wieder, wenn man nach dem weiteren Verbleib der Auswandernden fragt. Briefe und Lebensberichte sind selten erhalten. Den schon öfter dargestellten schweizerischen Hintergründen der Auswanderung widmet sich indes nur das erste Kapitel des Buchs, Hauptziel ist die Klärung der Frage, was aus diesen Menschen wurde. Mit einer Mischung von Ausdauer, Findigkeit und Glück hat Baumann eine umfangreiche Dokumentation kollektivbiografischer Art erstellt, welche seiner Darstellung zugrunde liegt. Das Glück liegt darin, dass der «Stammvater» dieser regionalen Auswanderung, ein Mann aus bescheidenen Verhältnissen namens Kaspar Hirt (1820–1881) aus Stilli, eine grosse Nachkommenschaft in den USA hinterliess, die noch heute ihre familiären Ursprünge in Erinnerung hält. In diesem Umfeld liessen sich bemerkenswerte persönliche Dokumente – darunter zahlreiche Fotografien – erfassen. Die Lebensspanne von Hirt bildet – dramaturgisch geschickt – den

Rahmen der Darstellung. Als der 1848 Ausgewanderte 1854 für einen Besuch in die alte Heimat zurückkehrte, zog der sichtlich erfolgreiche Mann eine ganze Gruppe von Auswanderern nach sich, die ihn bei seiner zweiten Ausreise begleiteten. Weitere Familien folgten später. Bemerkenswerterweise zeigt sich, dass diese Schweizerinnen und Schweizer sich fast alle in einem eng begrenzten geografischen Raum des nördlichen Ohio, in der Gegend von Fremont ansiedelten und mehrheitlich auch dort blieben. Als Glücksfall sondergleichen erwies sich zudem, dass die kleine Stadt mit der *Hayes-Library Fremont* (gestiftet vom gleichnamigen, von dort stammenden Präsidenten des späten 19. Jahrhunderts) über eine hervorragende regionale Dokumentation verfügt, darunter die Kostbarkeit einer in Fremont erscheinenden deutschsprachigen Zeitung. «Ohne den Fremont Courier wäre dieses Buch kaum je geschrieben worden», hält Max Baumann fest. (208)

Auf dieser Basis, ergänzt durch Gespräche mit Nachkommen der Ausgewanderten, verfolgt der Autor die individuellen Lebenswege, den wirtschaftlichen und sozialen Erfolg seines Personen-Samples, geht aber auch der Vereinsbildung und den kollektiven sprachlich-kulturellen Orientierungen nach. Spektakuläres ist in den Biografien kaum zu verzeichnen; jedoch tritt klar hervor, dass die Auswanderung für die grosse Mehrheit eine wesentliche soziale Besserstellung zur Folge hatte. Fehlschläge blieben die Ausnahme. Viele etablierten sich in der Landwirtschaft, andere im Gewerbe. Einen grossen Teil des Buchs füllen die biografischen Darstellungen der betreffenden Personen und Familiengruppen, die durch vielfache verwandschaftliche Beziehungen verbunden waren. In der Fülle der einzelbiografischen Schilderungen droht man – angesichts der oftmals ähnlichen Namen – bisweilen etwas verloren zu

gehen. Dankbar nimmt man die tabellarischen Resümeees entgegen, welche über die Partnerwahl der ersten und der zweiten Generation orientieren und damit zentrale Hinweise geben für die Etablierung – und spätere Auflösung – eines deutschsprachigen Einwanderermilieus. (238f.) Die zuerst Ausgewanderten hielten sich in ihrer Partnerwahl sogar zu einem hohen Teil an die engeren Grenzen der ehemaligen Heimat, sie bevorzugten eine Herkunft aus dem Raum Brugg. Im Gegensatz dazu heirateten die Nachkommen dann bereits mehrheitlich in englischsprachige Familien ein. Einen Schlusspunkt bildet der Erste Weltkrieg, mit dem die deutsche Sprache massiv an Prestige verlor; die Motivation zu ihrer Bewahrung verlor sich nun rasch. Ob die Wurzeln schweizerisch waren oder deutsch spielte dabei keine Rolle.

Die Untersuchung von Max Baumann verknüpft in aufschlussreicher Weise regionalgeschichtliche Bezüge aus dem Raum Brugg mit Sandusky County im nördlichen Ohio. In einer Kombination sozialgeschichtlicher und individualisierend biografischer Verfahren entsteht ein dichtes Gruppenbild emigrierender «kleiner Leute» mit einer Fülle oftmals überraschender lebensgeschichtlicher Angaben. Das Buch stellt eine wichtige Erweiterung der schweizerischen Auswanderungsgeschichte des 19. Jahrhunderts dar.

Mario König (Basel)

**Kristina Schulz
Die Schweiz und die literarischen Flüchtlinge (1933–1945)**

Akademie Verlag, Berlin 2012, 330 p., € 99,80

Après la prise de pouvoir de Hitler en Allemagne, puis après l'annexion de l'Autriche et la défaite de la France, plusieurs centaines d'écrivains sont contraints de fuir les persécutions nazies. La Suisse,

de par sa position géographique centrale, devient un lieu d'exil important: quelque 250 écrivains résident ainsi en terre helvétique entre 1933 et 1945, soit de manière temporaire dans l'attente d'un départ, souvent vers Paris avant 1940 puis vers les Etats-Unis après cette date; soit plus longtemps, jusqu'à la fin de la guerre, et même au-delà.

Quelle a été l'attitude des autorités et des milieux intellectuels helvétiques face à l'afflux de ces réfugiés «littéraires», essentiellement des écrivains et des éditeurs? C'est à cette question que l'ouvrage de Kristina Schulz, issu d'une thèse d'habilitation, apporte des réponses éclairantes, comblant par là même une lacune historiographique, dans la mesure où aucune étude systématique n'existe à ce jour sur la question. Mettant en question l'image de la Suisse comme «terre d'asile», Schulz montre que les interventions publiques en faveur des écrivains réfugiés ont été l'exception, y compris dans les rangs de leurs confrères helvétiques. Pour l'expliquer, l'auteure met en avant une série de facteurs à la fois exogènes et endogènes à ce qu'elle nomme le «champ littéraire». A ce titre, elle mobilise de manière convaincante les apports théoriques de Pierre Bourdieu, tout en montrant les limites s'agissant d'un pays marqué par une importante hétérogénéité linguistique et culturelle, et la nécessité dès lors de s'appuyer sur d'autres contributions méthodologiques, telles celles de Norbert Elias. Ce dernier, dans son essai *Über den Prozess der Zivilisation* (1939), propose en effet une analyse des dimensions multiples – sociologique, politique, psychoaffective – qui forgent la trajectoire d'un individu en le plaçant parfois face à des exigences contradictoires, selon une logique dite de *double bind*: un concept dont Schulz montre la fécondité pour comprendre la situation des écrivains helvétiques face à l'arrivée des réfugiés littéraires.

D'un point de vue politique, Schulz souligne le fort conservatisme qui domine les milieux intellectuels suisses et la faiblesse de l'intervention publique des hommes et femmes de plume marqués à gauche. En s'appuyant sur les travaux d'Alain Clavien et Claude Hauser, l'historienne rappelle ainsi que la Suisse n'a guère été influencée par le modèle de l'intellectuel engagé au nom de valeurs morales considérées comme universelles, qui se développe en France après l'Affaire Dreyfus. Au sein de la Société suisse des écrivains (SSE), les intellectuels progressistes (J. Bührer, H. Mühlstein, C. A. Loosli, et cetera) sont marginalisés, au profit de ceux que Hans Ulrich Jost a appelé les «avant-gardes réactionnaires». Compte tenu de ce conservatisme, les milieux littéraires sont particulièrement perméables à l'*Überfremdungsdiskurs* développé par les autorités, quand ils ne contribuent pas directement à sa propagation.

Du point de vue des logiques propres au champ littéraire, Schulz montre comment les écrivains, alémaniques en particulier, se retrouvent dans une situation de *double bind*, dans la mesure où ils sont placés devant plusieurs injonctions contradictoires. Ces derniers sont confrontés à la fois à la nécessité de défendre la culture allemande, dont ils sont parties prenantes, et à la volonté de serrer les rangs autour des «valeurs nationales» helvétiques dans le cadre de la Défense Spirituelle. Ils hésitent en outre entre un sentiment de solidarité face à des confrères en difficulté, et une méfiance, souvent teintée de xénophobie (à plus forte raison quand il s'agit de réfugiés juifs) par rapport à des réfugiés perçus comme de potentiels concurrents dans un marché de l'édition déjà saturé et mis à rude épreuve par la crise économique de 1929, puis par les restrictions drastiques à l'importation de livres imposées par le pouvoir nazi. Comme l'écrivait

de manière révélatrice le controversé président de la SSE, Felix Moeschlin, en avril 1935: «Die Lage ist schwer für uns. [...] In Deutschland hat die Freiheit des Geistes aufgehört zu sein, daran ist nichts zu rütteln. Und darum, nur darum ist die Bruderschaft aller deutsch schreibenden Menschen gefährdet. So weh es einem tut. [...] Deutschland ist unsere unglückliche Liebe» (courrier à W. Jansen, cité par K. Schulz, p. 185).

Dans ce contexte, la méfiance a souvent pris le dessus, notamment au sein de la direction de la SSE, qui collabore avec les autorités fédérales et la police des étrangers en lui transmettant des préavis sur les écrivains demandant l'asile en Suisse, apportant par là même de l'eau au moulin d'une politique d'asile restrictive. La SSE soutient les interdictions de travailler imposées aux réfugiés politiques, qui ont eu de graves répercussions sur les conditions de vie des exilés, et qui ont persuadé plusieurs d'entre eux d'envisager la Suisse comme un lieu de transit vers une destination plus accueillante. A ce titre, il se pourrait que le pays soit passé à côté d'une occasion de devenir un foyer international de la littérature germanophone en exil, en raison d'une politique globalement hostile aux réfugiés littéraires.

A l'inverse, l'auteure s'interroge sur les raisons pour lesquels des écrivains ont décidé de rester en Suisse, en dépit de conditions de vie peu propices. Schulz analyse avec finesse comment ces conditions matérielles difficiles ont influencé la production artistique des écrivains, certains se tournant par exemple vers la littérature enfantine pour des raisons essentiellement alimentaires. Schulz décrit encore, en s'appuyant sur des méthodes quantitatives (impliquant notamment une analyse statistique des demandes d'asile octroyées ou non, et une analyse prosopographique de la population des «réfugiés littéraires»), l'attitude différenciée de la SSE et des au-

torités face aux demandes d'asile, en fonction de l'orientation politique des écrivains requérants (les intellectuels connus pour être communistes étant ainsi traités avec une intransigeance particulière), en fonction de leur degré de notoriété (les écrivains célèbres bénéficiant de conditions d'accueil sensiblement meilleures), de leur origine juive ou non (l'antisémitisme d'un Heinrich Rothmund ayant clairement favorisé certains refus d'accorder l'asile), ou encore de leur sexe, 20 pour cent des exilés littéraires étant des femmes. Un des points forts de cette étude est en effet d'intégrer de manière systématique les questions de genre, trop souvent laissées pour compte dans les études consacrées aux milieux intellectuels. Schulz montre ainsi que les interdictions de travailler ont affecté différemment les hommes et les femmes, dans la mesure par exemple où celles-ci fournissent souvent un travail qui n'est socialement pas reconnu comme tel (soins à autrui, tâches domestiques). Dans le même ordre d'idée, le travail de l'écrivaine est moins ressenti comme une source de concurrence par les écrivain-e-s suisses.

Enfin, l'auteure montre comment la faiblesse d'un retour critique sur cette période dans l'immédiat après-guerre, notamment de la part de la SSE, a contribué à nourrir un consensus conservateur au sein du champ intellectuel de la guerre froide, qui commencera à être mis en cause dans les années 1960 avec la montée d'une nouvelle génération «anticonformiste», amenant en particulier à la naissance du Groupe d'Olten.

Hadrien Buclin (Lausanne)

**Rea Brändle, Mario König
Huggenberger
Die Karriere eines Schriftstellers**

Verlag des Historischen Vereins des Kantons Thurgau,
Frauenfeld 2012, 448 S., Fr. 48.–

Der Schriftsteller Alfred Huggenberger (1867–1960) erschrieb sich namentlich mit seinen Darstellungen von Figuren aus einer ländlichen Welt in der Zwischenkriegszeit im ganzen deutschen Sprachraum beträchtlichen Ruhm. Darauf fiel aber aus Schweizer Warte ein Schatten, als Huggenberger nach 1933 keinerlei Kontaktscheu zum Literaturbetrieb im nationalsozialistischen Deutschland zeigte, bis 1942 dort ausgedehnte Lesereisen unternahm und sich mit Preisen feiern liess. War er ein Vertreter der nationalsozialistischen Blut- und Bodenideologie, oder bloss das naive, politisch unbedarfte Opfer kalkulierter Vereinnahmung? Weil Huggenbergers Name besonders in der Ostschweiz einen gewissen Klang behielt – 2000 wurde die Alfred-Huggenberger-Gesellschaft gegründet –, bewegte diese Frage die Gemüter weiterhin so stark, dass die Regierung des Kantons Thurgau 2008 dazu eine wissenschaftliche Untersuchung in Auftrag gab. Aus den Recherchen, denen als einer Art kleiner, kulturhistorischer «Parallelaktion» zu den Arbeiten der sogenannten Bergier-Kommission zusätzliche Relevanz zukommt, ist die vorliegende Monografie entstanden, für die eine Literaturwissenschaftlerin und ein Historiker fruchtbar zusammenarbeiteten. Im Schlusskapitel wird die Frage von Huggenbergers Verhältnis zum nationalsozialistischen Deutschland zusammenfassend beantwortet. Dabei kommt insbesondere Huggenbergers Deutschfreundlichkeit zur Sprache, die sich schon 1915 in der Ablehnung von Spitteler's Rede «Unser Schweizer Standpunkt» als profranzösische Propaganda zeigte, aber auch seine rechtsbürgerliche Gesinnung,

sein «massloser Ehrgeiz» (377) oder sein Unvermögen, die eigene Position im Austausch mit kritischen Gesprächspartnern zu überdenken. Vor dem Vorwurf, sich gezielt für die nationalsozialistische Ideologie stark gemacht zu haben, wird der «Bauerdichter» aber in Schutz genommen. Die Antwort in ihrer ganzen Nuanciertheit gibt aber nur das Buch in seiner Totalität, eine ausführliche, akribisch recherchierte Darstellung von Huggenbergers Schriftstellerbiografie, die in Betracht zu ziehen Teil des regierungsrätlichen Auftrags war. Es werden nicht nur zahllose Selbstkommentare des Dichters beigebracht, sondern auch die vielfältigen Reaktionen Anderer. So ist beispielsweise die Kontroverse dokumentiert, die Huggenberger 1937 mit der Entgegennahme des Johann-Peter-Hebel-Preises in Freiburg im Br. heraufbeschwor. Sie zeigt, dass die Kritik an seiner Position keineswegs erst nach dem Krieg laut wurde und alle Voraussetzungen bestanden hätten, Huggenberger vor der Beschädigung seines Rufs zu bewahren. Naivität oder gar politische Ahnungslosigkeit kann für den Schriftsteller, der 1920–1932 im thurgauischen Kantonsparlament sass, also schwerlich ins Feld geführt werden. Huggenberger ist in mehrfacher, verblüffend genauer Komplementarität die Gegenfigur zum gesellschaftspolitisch äusserst klarsichtigen Berner Zeitgenossen Carl Albert Loosli, dessen Werk in den letzten Jahren ebenfalls in seinen Kontexten genauer erforscht worden ist und der vor dem ersten Weltkrieg und seiner eigenen, begeistert zustimmenden Reaktion auf die Spitteler-Rede für den Ostschweizer Sympathien hegte.

Die Monografie – das macht bereits ihr Untertitel deutlich – präsentiert Huggenberger als einen Schriftsteller, der mit Ausdauer und Geschick an einer Karriere arbeitete, zu der ihn von Haus aus nichts prädestinierte. Die Theaterleidenschaft unzähliger Vereine landauf und landab –

eine der vielen Züge des damaligen literarischen Lebens, in die das Buch überraschende Einblicke vermittelt – boten Huggenberger erste Entfaltungsmöglichkeiten als Verfasser von Mundartstücken. Neue Horizonte öffneten unter anderem die Kontakte zum Lesezirkel Hottingen, die er zu knüpfen wusste. 1907 kam der Durchbruch mit dem Gedichtband *Hinterm Pflug*, was einherging mit dem Tausch des vom Jungbauern noch tatkräftig amelierten elterlichen Bauernguts gegen ein kleineres, das mehr Zeit liess fürs Schreiben. Dass Huggenbergers Gedichte und seine ersten und wohl bedeutendsten Erzählbände *Von den kleinen Leuten* (1910) und *Das Ebenhöch* (1911) bei Huber in Frauenfeld verlegt und so über die Ostschweiz hinaus wahrgenommen wurden, bedeutete einen wichtigen Karriereschritt, der dann wiederum den unschönen Absprung zu einem deutschen Verlag, Staackmann in Leipzig, möglich machte. Er gelang mit dem Erstlingsroman *Die Bauern von Steig* (1912), dasjenige von Huggenbergers Büchern, auf das die Biografen am ehesten neugierig machen. Mit jeder Publikation wusste Huggenberger seinen Wirkungskreis auszuweiten, unter anderem indem er die Bücher in grosser Zahl gezielt verschenkte. Zur hohen Professionalität, mit der er ans Werk ging, gehörten auch mediale Grenzüberschreitungen: Er liess seine Texte illustrieren (vgl. das aufwändig ausgestattete «Jugendbuch» *Aus meinem Sommergarten* von 1917 und 1919) und trat im Radio auf. Networking und intensivstes Marketing in eigener Sache sind also nicht erst Erscheinungen heutiger Tage, stechen aber heutigen Beobachtern rascher ins Auge. Während Dichterbiografien sonst so gerne zu erhellen suchen, wie ein Œuvre aus dem Leben hervorwächst, wird hier unumwunden festgestellt, dass Huggenberger «nicht aus innerer Not zu schreiben» (376) begonnen habe. Das wird zwar nicht als ein Manko eingeklagt. Der

Leser wird aber den Eindruck nicht los, dass genau hier der Grund dafür liege, dass Huggenbergers Werk als seltsam blutleer erscheint. Die Textkenntnis des Rezensenten reicht nicht aus, um zu beurteilen, ob die Monografie diesen Eindruck zu Recht vermittelte. Dass interpretatorisch bei Huggenberger nicht enorm viel zu holen ist, kompensiert sie durch eine literatursoziologische Herangehensweise, die ihre Aufmerksamkeit auf Rahmenbedingungen der literarischen Arbeit lenkt. So ist ausführlich die Rede von der Schulbildung und den Lektüren des künftigen Schriftstellers, den Verlegerkontakten, den Einkünften aus den Buchverkäufen, der Arbeitsbelastung durch den Bauernbetrieb, den Huggenberger, vor allem aber seine Frau, Bertha, von der nebenher ein sympathischeres Bild gezeichnet wird als von der Hauptperson, immer führte, ja sogar von den Essgewohnheiten. Der enorme Informationsgehalt in solchen Belangen, die in anderen Schriftstellerbiografien meist zu kurz kommen, verleiht der vorliegenden paradigmatischen Wert. Dabei sollte nicht übersehen werden, dass auch viele Autoren, die mit ihrem Werk ihre Biografen stärker in Bann zu schlagen vermögen, als ähnlich clevere Karriereschmiede dargestellt werden könnten.

Literaturwissenschaftliche Anschlussstudien müssten unter anderem den Fragen nachgehen, wie sich Huggenbergers Werk im Kontext der deutschsprachigen «Heimatliteratur» des 20. Jahrhunderts positionierte, welche trivialliterarischen Verfahren zu dessen noch nicht gänzlich aufgedeckten Erfolgsrezepten gehörten und wie sich die mundartlichen und die hochsprachlichen Teile seines Werks zueinander verhielten.

Das auffallend schön gestaltete Buch präsentiert viel zweckdienliches Bildmaterial und gibt im Anhang erstmals ein umfassendes Verzeichnis der Werke Alfred Huggenbergers, das von dessen

enormer Schaffenskraft und seinem Vermarktungstalent gleichermaßen Rechenschaft ablegt.

Dominik Müller (Genf)

Robert U. Vogler, Jörg Baumberger,
Herbert R. Reginbogen,
Jürg Spiller (Hg.)
Financial Markets of Neutral Countries in World War II
Association for Financial History
Switzerland und Principality of Liechtenstein

Neue Zürcher Zeitung, Zürich 2012, 364 S., Fr. 58.–

Dem vorliegenden Sammelband kommt zunächst das Verdienst zu, die Diversität der hier untersuchten neutralen Staaten zur Zeit des Zweiten Weltkriegs aufzuzeigen: So waren für Argentinien die wichtigsten Handelspartner Großbritannien und die USA, während bei Schweden und der Schweiz Deutschland diese Rolle spielte. Spanien, das schwer unter den Folgen des Bürgerkriegs litt, kooperierte eng mit der Achse, wogegen die Kolonialmacht Portugal die Alliierten favorisierte. Priorität für die Türkei hatten ihre Politik der staatlich forcierten Industrialisierung und die Versorgung des Landes mit den dafür erforderlichen ausländischen Gütern. Die Neutralität der USA war zeitlich beschränkt und endete mit dem Kriegseintritt nach dem Angriff Japans auf Pearl Harbour von Dezember 1941.

Neutrale Staaten wie die Schweiz gerieten noch während des Kriegs selbst und vor allem in der Nachkriegszeit ins Visier der Siegermächte: Man hielt ihnen vor, mit der Lieferung von Gütern und der Erbringung von Dienstleistungen für Deutschland und Italien den Feind begünstigt und sich dabei selbst bereichert zu haben. Das von einem makroökonomischen Ansatz ausgehende Überblickskapi-

tel (Jörg Baumberger: *Financial Markets of Neutral Countries in World War II: Preliminary remarks*), hält dazu fest, dass das sich im Krieg befindende Land massive Rüstungsausgaben tätige, während der neutrale Staat seinen Außenhandelsüberschuss im Inland investiere und seine Gläubigerposition verstärke. Der angebliche Kriegsgewinn sei somit «of the same nature as that of a savor-creditor», der einer Gruppe von «spendthrifts» Konsumkredite gewähre. Gegeben habe es ein «unearned item of enrichment» oder ein «non-empoverishment» nur insofern, als die Neutralen bei der Niederrangierung der Achse durch die Alliierten Trittbrettfahrer gewesen seien. Ihre nach dem Krieg an die Schweiz gestellten Forderungen und die Zahlungen, die daraus resultierten, seien deshalb als «ex post war contributions from neutrals with deep pockets» zu betrachten, die auf einer «rather shaky legal basis» beruhten. (38)

Folgt man dieser Argumentation, so fragt man sich, warum die Problematik, nachdem die Zahlungen geleistet worden waren, nicht ein für alle Mal vom Tisch war. Die Frage stellt sich umso mehr, als das einleitende Vorwort die *Unabhängige Expertenkommission Schweiz – Zweiter Weltkrieg (UEK)* erwähnt und festhält, dass sich die nachfolgenden Beiträge auf ihre Untersuchungen beziehen. Nicht erläutert wird dabei, warum man sich 1996 zur Einsetzung der UEK veranlasst sah, welchen Auftrag ihr Mandat umfasste und was sie abzuklären hatte. Nötig wäre dies allein schon deshalb, weil bei einer international zusammengesetzten Leserschaft nicht davon ausgegangen werden kann, dass man die Eigenheiten des damaligen schweizerischen Kontexts und die mit ihm verbundenen Erwartungen sowie die zu dieser Zeit vorhandenen Wissenslücken und Forschungsdefizite im Bereich der Schweizer Zeitgeschichte kennt.

Was die Beiträge zur Schweiz betrifft, (Joseph Jung, *Swiss Banking in World War II*; Thomas Sieber, *Aspects of the Life Insurance Business of Swiss Insurance in Germany During the Third Reich*), so beschränken sich die Ausführungen zum Bankwesen darauf, den Forschungsstand von 2002 zu reflektieren: Nach diesem Datum erschienene Literatur hat der Verfasser nur vereinzelt beigezogen («only some»). (235) Die Abhandlung zur Versicherungsthematik wurde ihrerseits zu Beginn des Jahres 2004 fertig gestellt. Neuere Erkenntnisse der Forschung im Allgemeinen, aber auch die seit 2002 über die Arbeiten der UEK publizierten Studien bleiben somit unberücksichtigt, was den wissenschaftlichen Nutzen des Buchs für die Schweizer Geschichte leider erheblich schmälert.

Störend ist zudem, dass mehrere Bemerkungen auch ausgehend vom früheren Wissenstand einseitig und unvollständig sind. Sicher trifft es zu, dass die durch die Reichsbank in der Schweiz gegen Raubgold erworbenen Devisen dem NS-Regime dazu dienten, «supplies mainly from Portugal and Romania» zu beschaffen. (222) Im Unterschied zum Beitrag über Portugal wird jedoch nicht erwähnt, dass es sich dabei unter anderem um das als kriegswichtig eingestufte Wolfram handelte. Irreführend ist die Darstellung der damaligen Schweiz als «little Switzerland [...] far less industrially developed than much of Europe». (233) Nicht zu überzeugen vermag sodann die These, die Schweizer Banken hätten analog zu 1918 auch 1945 ihre internationalen Tätigkeiten «more or less from scratch» neu aufbauen müssen, (234) und ihre Ausgangsposition sei zu Beginn der Nachkriegszeit weit weniger vorteilhaft gewesen als diejenige der Industrie. Quellen- oder datenmäßig nachvollziehbar abgestützt ist die Aussage nicht, und selbst wenn sie es wäre, so wäre aufzuzeigen, inwiefern sie wissenschaft-

lich weiter führt: Welche Schlüsse, Fragestellungen und Arbeitshypothesen können aus ihr abgeleitet werden? Hinweise dazu fehlen. Zudem wird auch nicht ersichtlich, ob sich ein Bezug zur Thematik der Neutralität ergibt.

Generell ist schliesslich festzuhalten, dass darauf verzichtet wurde, die Beiträge des Buchs methodologisch aufeinander abzustimmen. Jeder Autor konnte seinen eigenen Ansatz wählen, was den Vorteil haben mag, dass so eine grosse Menge an Fakten und Zahlen zusammengetragen wird: Dass es Unternehmen wie Kodak gab, die mit der Erlaubnis der US-Regierung auch nach 1941 mit Deutschland im Geschäft blieben, um im Hinblick auf die Nachkriegszeit ihre starke Position am Markt nicht preiszugeben, verdient durchaus Beachtung, und interessant ist ebenfalls der Hinweis, dass die Türkei den Kontext des Kriegs zum Anlass nahm, um mit der Erhebung einer neuen Steuer die langjährige Dominanz der nichtmuslimischen Bevölkerung im Wirtschaftsleben ihres Landes zu durchbrechen. Schade ist, dass in der Regel davon abgesehen wird, die dargestellten Sachverhalte bezüglich ihrer Relevanz für das Kriegsgeschehen zu gewichten, oder sie länderübergreifend zu vergleichen und beispielsweise aufzuzeigen, welche Handlungsspielräume die Neutralität eröffnete und zuliess. Gerade weil es zwischen den hier untersuchten Staaten grosse Unterschiede gab, drängt sich die Frage auf, ob und inwiefern es transnational vergleichend angelegte Querschnittsuntersuchungen erlauben würden, die innen-, aussen-, gesellschafts- und wirtschaftspolitische Bedeutung von Finanzplätzen neutraler Länder zur damaligen Zeit besser verstehen und beurteilen zu können. Unbestritten dürfte sein, dass die Perspektiven, die sich hier der Forschung bieten, vielversprechend sind.

Konrad J. Kuhn
Entwicklungspolitische Solidarität
Die Dritte-Welt-Bewegung
in der Schweiz zwischen Kritik
und Politik (1975–1992)

Chronos, Zürich 2011, 461 S., 39 Abb., geb., Fr. 58.–

Wer sich gerne mit Nord-Süd-Fragen auseinandersetzt und sich eingehend mit einer der erfolgreichsten Schweizer Bewegungen auseinandersetzen möchte, die sich im Feld der Entwicklungszusammenarbeit bewegte und den Solidaritätsdiskurs bestimmte, tut gut daran, sich die eindrückliche und schon mehrfach rezensierte Studie von Konrad J. Kuhn zu Gemüte zu führen. Schnell merkt man, dass es keine oberflächliche Lektüre wird, die Studie ist reich an Fakten und Details, fernab der gängigen Berichtsliteratur und Werbeprospekte der heutigen Akteure der Schweizer Entwicklungszusammenarbeit.

Die Geschichte der Schweizer Entwicklungszusammenarbeit hat in den letzten Jahren auch in der Schweiz einen Aufschwung erlebt. Das ist nicht zuletzt dem Umstand geschuldet, dass internationale Zusammenarbeit ein hochprofessionelles Business geworden ist, welches grossem öffentlichen Interesse und Kritik ausgesetzt ist. Im Bereich der Entwicklungszusammenarbeit tätige Hilfswerke und Regierungsorganisationen wie beispielsweise die Helvetas und die DEZA kommen in die Jahre und publizieren vermehrt Jubiläumsschriften, in denen auch zahlreiche Zeitzeugen zu Wort kommen. Die Pioniere der Entwicklungszusammenarbeit wurden so auch von Historikerinnen als mündliche historische Quellen entdeckt und tragen erfreulicherweise zu einer vermehrten Historisierung des Entwicklungspolitischen Engagements der letzten Jahrzehnte bei.

Konrad J. Kuhns umfassendes Buch – eine Doktorarbeit der Universität Zürich –

reihst sich thematisch und chronologisch in eine Reihe von Dissertationen ein, die über die Bemühungen der staatlichen Entwicklungspolitik hinausgehen und sich den Bewegungsakteuren annähern wollen und schliesst dabei die Forschungslücke der 1980er-Jahre. Der Autor möchte mit dieser Arbeit eine «Kulturgeschichte des Politischen» schreiben, dies am «Fallbeispiel der Schweizerischen Dritte-Welt-Bewegung», die er als neue soziale Bewegung fasst. (30) Dabei verbindet er eine kulturgeschichtliche Grundeinstellung mit einer sozialgeschichtlichen Kontextualisierung der Diskurse. Er widmet sich in seiner Studie dem entwicklungsrechtlichen Engagement der Dritt Welt-Bewegung während der «langen 1980er-Jahre», dem «Jahrzehnt der Aktionen und des Aktivismus». Er setzt den Ausgangspunkt seiner Forschung im Jahr 1975 mit dem Bericht «Entwicklungsland Welt – Entwicklungsland Schweiz» an, in welchem Hilfswerke und entwicklungsrechtliche Organisationen in Anbetracht der Ausarbeitung des Bundesgesetzes über die Entwicklungszusammenarbeit und Humanitäre Hilfe von 1976 Vorschläge für eine neue Schweizer Entwicklungspolitik machten. Seine Studie endet 1992 am Ende des Kalten Kriegs und am Erdgipfel von Rio. Nach der Einleitung erfährt die Leserin und der Leser in sieben Kapiteln Detailliertes über politische Kampagnen und Referenden, Aufklärungs- und Protestaktionen um die Themen Welthunger, Fluchtgelder und Entschuldung.

Die Akteure der Studie, die Dritt-weltbewegung, beschreibt Kuhn als sehr heterogene, machtvolle Stimme, die den entwicklungsrechtlichen Diskurs von nicht-staatlicher Seite prägen. Kuhn verweist auf die Aufspaltung der Bewegung in drei unterschiedliche Kreise: zum einen die politisch aktiven Gruppierungen, die etablierten Hilfswerke und zuletzt die Solidaritätskomitees.

Dabei nimmt der Autor einzelne «Diskursereignisse» in den Blick und fokussiert auf die Kommunikation der Akteure. Er möchte die relevanten Themen und Debatten, den entwicklungspolitischen Diskurs in der Schweiz der 1980er-Jahre rekonstruieren und sowohl diskursive Regelmässigkeiten als auch Brüche analysieren und setzt hierzu an der Mikroebene an. Kuhn setzt den Fokus konsequent auf die Sichtweisen der Akteure und Diskurse und betont, dass es nicht um die Praktiken von Entwicklungszusammenarbeit in den Ländern der Dritten Welt geht. Den Autor interessiert der Prozess der Aneignung von entwicklungspolitischem Wissen bei den Akteuren, «die nicht länger nur grosse Männer, sondern auch zunehmend Gruppen und Individuen sind, die sich ihren Zugang zum Politischen und die Akzeptanz ihrer Anliegen als politisch kommunikativ erst erkämpfen müssen». (28) Kuhn verschafft dem Leser Einblicke in die Bemühungen und Forderungen der Bewegung, die Entwicklungspolitik der Schweiz in ihrem Sinn zu beeinflussen. Die Dritteweltbewegung fordert eine von wirtschaftlichen Interessen losgelöste Entwicklungszusammenarbeit, die aus Solidarität geschieht. Kuhn zeigt auf, wie es der Bewegung gelang, entwicklungspolitische Themen auf die politische Agenda zu setzen. Davon zeugen die Bankeninitiative und die Entschuldungspetition, die jeweils grosse innenpolitische Debatten auszulösen vermochten. Und doch konstatiert Kuhn das Schwinden dieser einst breit engagierten Basis, der es ab den 1990er-Jahren nicht mehr gelingt, konkrete Anknüpfungspunkte zu finden. Die Beitragsfrage zu den Bretton-Woods-Institutionen im Jahr 1992 war gemäss Kuhn das letzte grosse Diskursereignis, welches jedoch die Bewegung spaltete. Der IWF mit seiner neoliberalen Politik war der Dritteweltbewegung seit jeher suspekt und so beschloss man trotz vieler interner

Kritik sich mit der rechtkonservativen Seite gegen den Beitritt zu engagieren, verlor jedoch die Abstimmung. Die zunehmende Auflösung der Bewegung sieht Kuhn zusätzlich mit dem Ende des Kalten Kriegs und dem abnehmenden öffentlichen Interesse an Entwicklungsländern. Die Hilfswerke und Nichtregierungsorganisationen agierten durch ihre grosse Budgetabhängigkeit von staatlichen Stellen im politischen Diskurs eher vorsichtig und waren auch infolge ihrer in den Statuten festgelegte Neutralität weit weniger polemisch. Ganz im Gegensatz zu den eher kritischen entwicklungspolitischen Gruppierungen und Solidaritätskomitees, deren finanzielle Mittel jedoch immer kleiner wurden. Die Multilateralisierung der Entwicklungsbemühungen förderte überdies eine explizitere Professionalisierung der Entwicklungskräfte unter dem auch die Solidaritätskomitees litt. So skizziert Kuhn am Beispiel verschiedener Kampagnen den Zerfall der Bewegung in den 1990er-Jahren und das Schwinden der breit engagierten Basis.

Der Autor hat, um zu seinen einleuchtenden Befunden zu kommen, zahlreiche und vielfältige Quellen der diversen Organisationen und Gruppierungen im Schweizerischen Sozialarchiv, im Schweizerischen Bundesarchiv, im Staatsarchiv des Kantons Luzern und im Archiv der Arbeitsgemeinschaft Alliance Sud aufgespürt und ausgewertet. Zusätzlich ist eine Unmenge an grauer Literatur, Zeitschriften und Archivalien in die Arbeit eingeflossen. Ein grosser Verdienst ist, dass er die nicht immer leicht zugänglichen Quellen der verschiedensten Bewegungsorganisationen ausgewertet und gar zu deren Archivierung beigetragen hat.

Der grosse Wert von Konrad J. Kuhns detaillierter und umfassender Studie ist die Analyse und Historisierung eines hochkomplexen Diskurses, dieser heterogenen, engagierten und doch gespaltenen Bewe-

gung. Konrad J. Kuhns Buch ist flüssig geschrieben und trotz seines Umfangs nicht nur von einer Fachleserschaft mit grossem Nutzen zu lesen, sondern auch von interessierten Laien. Kuhns Ambitionen, Mikrogeschichte zu schreiben und sich nicht länger nur auf die «grossen Männer» zu beschränken, weckt jedoch beim Leser Hoffnung auf interessante Retrospektiven der damaligen Akteure, doch verständlicherweise – und auch klug vorwegnehmend – hat der Autor keine Interviews geführt. Seine Studie zeigt jedoch auf, wie wichtig und interessant weitere Forschungen zu entwicklungs-politischem Engagement und biografischen Verläufen in der nahen Zukunft sein werden, insbesondere um später aufzuzeigen, wie sich die heute aktuelle globalisierungskritische Bewegung mit der Dritt Weltbewegung vergleichen lässt.

An-Lac Truong Dinh (Basel)

Patrick Kury
Der überforderte Mensch
Eine Wissensgeschichte vom Stress zum Burnout

Campus, Frankfurt a. M. 2012, 342 S., € 34,90

Stress ist allgegenwärtig, Selbstdiagnosen werden zuhauf gestellt. Aber gibt es auch eine Geschichte des Stresses? Ja, die gibt es, und sie geht weit über die Popularisierung eines wissenschaftlichen Konzepts hinaus. Was Stress ist, welche Ursachen und welche Auswirkungen er hat, wer von ihm betroffen ist und was man gegen ihn unternehmen soll, diese Fragen wurden seit dem Zweiten Weltkrieg in ganz unterschiedlichen Zusammenhängen gestellt. In seiner Habilitationsschrift zeichnet Patrick Kury die Entstehung, Verbreitung und Modifizierung des Stresskonzepts nach und führt eindrücklich vor Augen,

dass Stress weder eine anthropologische Konstante noch ein bloss hyperinflationär gewordenes Modephänomen ist, sondern ein vielschichtiges und sich veränderndes Selbstdeutungsangebot westlicher Gesellschaften am Übergang zur Spätmoderne.

In sieben Kapiteln beleuchtet Kury den Aufstieg und gleichzeitigen Wandel des Stresskonzepts und setzt es zu verwandten Belastungsdiskursen (Neurasthenie, Managerkrankheit, Burnout) in Kontrast. Die Studie konzentriert sich auf den deutschsprachigen Raum, ergänzt durch Forschungsarbeiten aus Kanada, den USA und Schweden, und macht deutlich, dass die Geschichte des Stresses «ebenso eine Geschichte von transnationalen Wissenstransfers wie von nationalen Besonderheiten darstellt». (292) Im Unterschied zur Neurasthenie, die auf einem reizbaren, nervösen Körperbild basierte, ist der Stress mit der Vorstellung eines anpassungsfähigen Organismus verbunden. 1936 beschrieb der Biochemiker Hans Selye eine stereotyp ablaufende Adaptation des Organismus an schädliche Einflüsse – das *General Adaptation Syndrome*. Mit Kriegseintritt der USA begann sich auch die angelsächsische Militärpsychiatrie für unspezifische Belastungs- und Ermüdungsvorgänge zu interessieren und verwendete zunehmend den Begriff *stress*.

1946 verknüpfte Selye das Allgemeine Anpassungssyndrom mit dem Stress und schuf damit die Bedingungen für einen disziplinenübergreifenden Stressdiskurs. Im Zeitalter des Kalten Kriegs erkannten die Militärs im Umgang mit Stress nichts weniger als «a potential weapon against communism». (85) Auch der schwedische Stressforscher Lennart Levi lehnte sich in seinem 1964 auf Deutsch erschienenen Buch *Stress. Körper, Seele und Krankheit* an Kriegsmetaphorik an: Beim Allgemeinen Anpassungssyndrom reagiere der Körper «nach ein und demselben Vertei-

digungsplan, wobei die wichtigsten «Waffengattungen» die endokrinen Drüsen und das autonome Nervensystem» seien. (87) Während Stress in der US-amerikanischen und skandinavischen Psychiatrie in den 1950er- und 60er-Jahren diskutiert wurde, erfolgte die Rezeption im deutschsprachigen Raum mit 25 Jahren Verspätung. Unter den Bedingungen der Nachkriegszeit besetzte ein anderes Krankheitsbild die Stelle, die später der Stress einnehmen würde: die Managerkrankheit. Sie diente vorwiegend dazu, die Elite für ihre Leistungsbereitschaft im Wiederaufbau mit einer Überanstrengungsauszeichnung zu honorieren.

Psychosozialer Stress wurde im deutschsprachigen Raum erst in den 1970er-Jahre ein Thema, dann aber nicht nur in der Medizin, sondern in den Medien, der Umgangssprache und einer schnell wachsenden Ratgeberliteratur. Der Stress erfüllte dabei zwei Funktionen: Er erlaubte es, Belastungen und ihre Folgen zu formulieren, ihnen einen Namen zu geben und sie damit zu externalisieren. Gleichzeitig wurde Stress in der flexibilisierten Gesellschaft zu einem permanenten Selbstoptimierungsauftrag an das «unternehmerisch agierende Individuum in einer forcierten Wettbewerbssituation». (288) Das Stresskonzept war offen für eine breite Palette an Selbsttechnologien, von autogenem Training über Wellness bis zur optimalen Work-Life-Balance.

Eine grossangelegte, übergreifende These sucht man in der vorliegenden Studie vergebens, ihre Vorteile liegen eher auf der Mikroebene. Mit sorgfältigen Argumenten und anhand von umfangreichem Quellenmaterial (es handelt sich durchwegs um gedruckte Quellen) zeichnet Kury die Konjunkturen und den Wandel eines Konzepts nach, das sich in einem bestimmten historischen Zusammenhang als «ätiologischer Passepartout» (296) etablieren konnte. Das Buch ist

übersichtlich aufgebaut und liefert allen, die sich für den interdependenten Wandel medizinischer Fragen und gesellschaftlicher Problemlagen interessieren, reiches Anschauungsmaterial. Eine kritische Bemerkung möchte ich dennoch anfügen. Kury schlussfolgert, dass Belastungsercheinungen wie der Stress «unmittelbar an die technischen und sozioökonomischen Bedingungen der jeweiligen Epochen gekoppelt sind». (296) Das leuchtet ein, allerdings erscheinen diese Bedingungen hier nur als Hintergrund, als Folie, als Schlagwörter – wie wir sie aus der soziologischen Zeitdiagnose kennen. Sozialer Wandel wird relativ eindimensional vorgestellt und nie näher differenziert. Das liegt am Fokus der Studie, die konsequent dem Stresskonzept folgt und dabei zwangsläufig mit dem kulturalistischen Problem von Vorder- und Hintergrund, von Ereignis und Kontext konfrontiert ist. Um das zu umgehen, hätte man den Gegenstand radikal erweitern und die Geschichte des Stresses zum Beispiel mit einer Geschichte der Arbeitskraft, mit einer Geschichte des Dienstleistungssektors oder mit einer Geschichte des Spreadsheets und der damit verbundenen Umgestaltung betrieblicher Routinen verbinden müssen, um so die hier bloss diagnostizierte Beschleunigung, Deregulierung und Flexibilisierung ebenfalls zu historisieren.

Von dieser nicht weiter differenzierten Beschleunigung, Deregulierung und damit Belastung des Individuums, an das man zudem den Umgang mit den gestiegenen Herausforderungen im Sinn eines Selbstoptimierungsauftrags delegiert hat, geht auch der Ratschlag aus, den Kury am Ende seiner Studie erteilt: Sein Buch solle dazu beitragen, Stress wieder vermehrt im Sinn von Lennart Levi als gesamtgesellschaftliches Anliegen zu begreifen, das heisst, dass sich die Gesellschaft wieder vermehrt an das Individuum und seine psychischen und körperlichen Fähigkeiten anpassen soll

statt ständig Anpassungsleistungen vom Individuum zu erwarten. Ganz abgesehen davon, dass zahlreiche *digital natives* diese Einschätzung kaum teilen werden, da für sie längst die mobilen Kommunikationsgeräte, die sozialen Netzwerke und die flexiblen Lebensentwürfe selbst zur Wellness geworden sind, verkennt dieser Ratschlag gerade die zuvor so anschaulich vorgeführte Historizität des Stressdiskurses. Vielleicht ist im 21. Jahrhundert nicht mehr

die Frage relevant, wie wir – einzeln oder kollektiv – mit dem endlos zunehmenden Stress umgehen sollen, sondern eher die Frage nach der Lebensqualität: Was wünschen wir uns für eine Welt? Wie können wir besser leben? Wie funktioniert Gerechtigkeit? Die Antworten darauf werden voraussichtlich ihre eigenen Pathologien hervorbringen.

Lea Haller (Paris)